

DIAKONIA-Filmtipp

Der Teufel trägt Prada

USA 2006 (The Devil Wears Prada), 109 Min.

Regie: David Frankel; Drehbuch: Aline Brosh McKenna; nach einem Roman von Lauren Weisberger; DarstellerInnen: Meryl Streep, Anne Hathaway, Stanley Tucci, Simon Baker, Emily Blunt, Adrian Grenier.

Es ist eine richtige Hollywood-Produktion und ein Glamour-Film – ein solcher Filmtipp mag ungewöhnlich für eine praktisch-theologische Fachzeitschrift erscheinen. Zumal es LeserInnen geben mag, der es so ergehen könnte wie einer meiner Freundinnen: Ihr sagte der Titel des Films nichts, weil sie »Prada« nur an »Prawda« denken ließ. Prada ist eine Haute-Couture-Marke und steht pars pro toto für die Modewelt, in der dieser Film spielt: übertrieben elegant, reich bis zum Exzess, exalziert, am-Rande-des-Nervenzusammenbruchs-stressig, ganz an Äußerlichkeiten orientiert, dem Schlankheitswahn verfallen – eine Welt der Schönen und Reichen. Mit »normalen« Alltagen hat diese Welt nichts zu tun. Warum dann dieser Filmtipp? Weil Mainstream-Filme wie dieser viel über Zeitphänomene und die Welt, in der wir leben, erzählen – auch wenn sie eine Welt zeigen, in der wir gerade nicht leben: Sichtbar werden die Phantasien, Vorstellungen, Normen, die uns allen entgegenkommen. Und: Meryl Streep verkörpert ganz wunderbar die karrierefixierte und herrschsüchtige Chefredakteurin des Modemagazins »Runway« mit dem signifikanten Namen Miranda Priestly (Miranda – lat. die Wunderbare; Priestly – engl. priestlerlich). Außerdem ist der Film sehr unterhaltsam, auch wenn das Ende m.E. eher enttäuschend ist. Aber beginnen wir am Anfang.

Andrea Barnes' (Anne Hathaway) großer Traum ist es, Journalistin zu werden. Vermittelt durch ein Personalbüro landet sie im Vorzimmer von Miranda Priestly's Büro, an der Seite von

Emily, Mirandas »Chefassistentin«. Auf den ersten Blick ist klar: Andrea ist hier falsch. Sie interessiert sich ähnlich viel für diese Modewelt wie meine Freundin, die Prada nicht kannte, und hat keine Ahnung, mit wem sie es zu tun hat, als sie Dolce and Gabbana am Telefon hat. Auch mit ihrem Styling ist sie völlig deplaziert in Mirandas Vorzimmer. Was sie trägt und wie sie aussieht, ist ihr einfach egal. Andrea macht diesen Job, weil man ihr gesagt hat: Wer ein Jahr als Assistentin von Miranda Priestly überlebt, der stehen bei allen Medien die Türen offen. Um ihr Ziel, Journalistin zu sein, zu erreichen, will Andrea dieses eine Jahr unbedingt meistern. Miranda aber ist eine Terroristin von Chefin. Alle MitarbeiterInnen brechen in Panik aus, wenn sie auch nur den Raum betritt. Ihre Assistentin interessiert Miranda nicht – sie nennt Andrea konsequent Emily. Was sie interessiert, ist permanenter Einsatz. Andrea muss Tag und Nacht zur Verfügung stehen. Damit ist die Story auch schon beschrieben. Der Film erzählt von den nicht selten als unmöglich erscheinenden und mit kalter Arroganz eingeforderten Arbeitsaufträgen Mirandas sowie von Andreas Bemühen, sie zu erfüllen – mit und trotz ihrer Kollegin Emily. Die Arbeit verändert Andrea bzw. verändert sich Andrea mit und wegen der Arbeit. Sie legt ihre alten Fetzen ab und beginnt, sich ebenfalls in Designer-Klamotten zu hüllen. Sie räumt ihrem Job und Miranda, die sie immer mehr zu bewundern beginnt, erste Priorität ein und vernachlässigt ihren Lebenspartner und ihre FreundInnen. Diese erkennen Andrea nicht wieder. »Andy, das bist nicht du«, ist ihre Botschaft. Hier spricht der Film – und das macht ihn interessant – ein wichtiges Zeitphänomen an: Authentizität. »Sei, wer du bist!«, »Werde du selbst!«, lautet die Aufgabe des modernen Menschen. Wir müssen in uns selbst hineinschauen und entdecken, wie wir sind und wer wir sein wollen. An eben dieser Aufgabe scheint Andrea

zu scheitern. Sie wird immer mehr, wer sie sein muss, um ihre Arbeit machen zu können. Ihren FreundInnen missfällt diese neue Andrea, mehr noch: Sie halten diese neue Andrea nicht für die richtige, die authentische. Das Urteil, das sie sich über sie bilden, ähnelt jenen (moralischen) Urteilen, die sich viele intuitiv über Schönheitschirurgische Eingriffe bilden: Da lässt sich eine durch von außen an sie herangetragene Schönheits- und Leistungsideale unterjochen. Ob Andrea sich wirklich unterjochen lässt oder ob sie gerade in ihrem Veränderungsprozess die wirkliche, eigentliche Andrea wird?

Der Film handelt diese Frage der Authentizität angesichts gesellschaftlicher Ideale und sozialen Drucks am Thema Frauen und Karriere und – mit diesem verstrickt – am Thema Mode ab. Verkörperung des Ideals und gleichzeitig Quelle des Drucks ist Miranda Priestly. An ihrer Figur zeigt sich auch, wie stark Ideale, Druck und die Möglichkeiten, damit umzugehen, geschlechtsspezifisch überformt sind. Wäre sie ein Mann, wäre alles, was sie tut und wie sie es tut, ganz selbstverständlich, meint Miranda einmal. Ihre Rolle im Film ist konsequent die Harte, die auch über Leichen geht. Einmal bricht kurz eine andere Miranda durch – Andrea findet sie im Hotel, ungeschminkt und weinend. Ihr Mann hat gerade die Scheidung eingereicht. Hier kreuzen sich die Geschichten der Frauen: Für beide sind Beziehung und Arbeit nicht vereinbar. Andrea versucht anzuknüpfen, aber da stellt Miranda den Schalter wieder auf »taff«. Gemeinsamkeit scheint ihr nur auf der Ebene der coolen Business-Women denkbar zu sein. Andy sei wie sie selbst, meint Miranda. Nein, meint Andrea und weist jede Gemeinsamkeit mit Miranda in punkto Kaltblütigkeit und Umgang mit anderen Menschen kategorisch von sich. Miranda hält daraufhin Andrea ihr eigenes Verhalten vor Augen. (Was genau passiert, sei hier nicht verraten.)

Andrea aber will nicht so sein wie Miranda, weil das nicht sie ist. Sie erkennt, was ihre Freunde ihr die ganze Zeit gesagt haben. Und geht zurück – nicht direkt in ihr altes Leben, aber in ein Leben, das ihrem wahren Selbst mehr zu entsprechen scheint. An diesem Punkt – eben am Ende der Geschichte – ist der Film etwas enttäuschend: zu glatt und Hollywood-mäßig moralisierend. Andrea wird wieder eine Frau, die der weiblichen Konvention entspricht: lieb, engagiert für das Gute, nicht über Leichen gehend.

Allein, die Antwort, die der Film auf die Frage gibt, welche Andrea die authentische Andrea ist, ist nicht das Ausschlaggebende. Interessant ist vor allem die Frage selbst. Interessant ist auch die Frage, ob Authentizität jenseits aller gesellschaftlichen Konventionen überhaupt möglich ist bzw. gefunden werden kann. Für diese Frage steht im Film ein azurblauer Pullover. Er ist der Inbegriff des Verstoßes gegen den gängigen und geforderten guten Geschmack in Sachen Mode. Indem sie diesen Pullover trägt, scheint sich Andrea der Konvention zu widersetzen – dieser Pullover ist schlicht und ergreifend unmodern. Diese Gewissheit, sich durch das Tragen dieses unmöglichen Pullovers vom Diktat der Mode absetzen zu können, erschüttert Miranda mit einer flammenden Rede über die Farbe azurblau. Diese hätte es nicht gegeben, bevor sie nicht ein Designer entdeckt und in einer Kollektion zum Leben erweckt habe. Vom Laufsteg habe die Farbe azurblau dann ihre Reise angetreten und sei schließlich auf den mit Massenwaren behängten Kleiderstangen der Billigläden angekommen. Ob Andy denn tatsächlich glaube, fragt Miranda, dem Diktat der Mode restlos entgegen zu können? Können wir denn tatsächlich glauben, ganz wir selbst und authentisch sein zu können jenseits aller Einflüsse, Vorstellungen und Ideale, die von außen an uns herangetragen werden?

Maria Katharina Moser, Wien/Saarbrücken